

### Eichstätt im Schwedenkriege.

Nach einem Klostertagebuch.\*)

Kein geringes Verdienst ist es, solche Schriften aus dem Staube der Bibliotheken ans Licht zu ziehen und durch Publication einem grösseren Leserkreise zugänglich zu machen. Sie dienen ja nicht allein der engern Localgeschichte, welche mit liebevoller Theilnahme sich auch in das Unscheinbare und Kleine vertieft, um das, was daran bedeutsam und von dauerndem Interesse, festzuhalten und gebührend zu verwerten; sie werfen auch culturhistorische Lichter mannigfacher Art auf die Zeit, in der sie entstanden, und liefern selbst Bausteine zu den grossen Ereignissen der politischen Geschichte, welche man früher ausschliesslich der Bearbeitung für würdig hielt.

Nach diesen drei Richtungen hin erscheint das Tagebuch der Augustinernonne zu Mariastein von hervorragender Bedeutung. Aber wie schon der Haupttitel „Eichstätt im Schwedenkriege“ ersehen lässt, ist die Kriegsnoth von Stadt und Stift Eichstätt während des dreissigjährigen Krieges der wesentlichste Inhalt der Darstellung; die Kriegereignisse bilden auch die Veranlassung fast aller wichtigeren Begebenheiten inner- wie ausserhalb des vereinzelt stehenden Klosters. Doch inmitten des wüsten Waffenlärms erblicken wir freundliche Bilder eines zwischen religiöser Aufopferung und emsiger Arbeit getheilten Klosterlebens, dessen Schilderungen, in theilweise veralteten Ausdrücken, nicht minder den Freund der Culturgeschichte, wie den Sprachforscher anziehen, und das lebendige Getriebe einer mit dem Kloster verbundenen bäuerlichen Wirtschaft, welche uns mit mancherlei öconomischen Verhältnissen einer entschwundenen Zeit, mit ihrem Münz- und Warenwert, — ihrem Handel und Verkehr bekannt macht.

Wollten wir alle interessanten Punkte auch nur berühren, so könnte unsere Charakterisirung leicht einen zu grossen Umfang annehmen. Es genüge daher, den Hauptinhalt des Buches, den Kriegsvorfällen, unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nahezu zwanzig Jahre lastete der furchtbare Alp gleich einem endlosen Gewitter über dem Hochstift. Kaum hat es sich einmal vorübergehend ausgetobt und mit seinen Stürmen und Brandstrahlen das Land weit und breit verwüstet, so naht von neuem der unheilverkündende Donner und schonungslose Blitze schlagen da und dort den Rest von Glück und Habe zusammen. Dies das Bild,

---

\*) Eichstätt im Schwedenkriege. Tagebuch der Augustinernonne Clara Staiger, Priorin des Klosters Mariastein über die Kriegsjahre 1631 bis 1650. Nach dem Original herausgegeben und erläutert von Joseph Schlecht. Eichstätt, Ph. Brömer'sche Buchhandlung (A. Hornick) 1889. XXVIII. und 374 Seiten. Mit einer Ansicht der Stadt Eichstätt und des Schlosses Wilibaldsburg vor der Zerstörung durch die Schweden, zwölf urkundliche Beilagen und einem Orts- wie Personenregister am Schlusse.

das sich beim Lesen der Tagebuchblätter unwillkürlich aufdrängt. Den meisten Wert haben die Berichte natürlich da, wo die Verfasserin Selbsterlebtes und Gesehenes mittheilt, wo sie von den feindlichen Einfällen in ihr Klösterlein, dessen gänzlicher Vernichtung, ihren über ein Dutzendmal in Scene gesetzten Fluchtungen in die benachbarte Residenzstadt und die Wilibaldsfeste, sowie nach Rebdorf und Ingolstadt und von sonstigen Drangsalen in der anschaulichsten und ergreifendsten Weise redet; aus eigener schreckvoller Erfahrung malt sie dabei die grässlichen Schicksale, welche die Stadt Eichstätt erlitten und den Verlust seiner starken, erst nach eiltägiger Beschiessung durch Herzog Bernhard bezwungenen Feste. Aber auch wenn sie über die weiter abliegenden Ereignisse im Hochstift sich verbreitet, ja solche von andern deutschen Landen erzählt, soweit sie zur Noth des eigenen irgend Beziehung hatten. ist ihrer Feder eine Zuverlässigkeit nachzurühmen, wie sie von derartigen Aufzeichnungen nicht immer erwartet werden darf. Wiederholt bestätigen sichere gleichzeitige Quellen ihre Angaben, wie theils aus den wertvollen, vom Herausgeber dem Texte beigefügten Noten, theils aus seinen urkundlichen, zumeist den Schätzen des k. allgem. Reichsarchivs in München entnommenen Beilagen hervorgeht, so dass, abgesehen von ein paar Irrthümern im Datum, das Buch mit vollem Vertrauen benützt werden kann. Bisweilen bringt die Schreiberin allerdings, beim Vergleich mit dem heutigen Standpunkt, bloss die Anschauung ihrer Zeitgenossen zum Ausdruck; indem sie jedoch hiebei einem mehr oder weniger einstimmigen Urtheile folgt, erscheint selbst dieses nicht ganz ohne Bedeutung. So leitet sie Landshuts Fall im Juli 1634 davon her, dass „General Aldringer mit falscher Praktik (Verrath) dem Feind hätt Luft gelassen.“ Besonders interessant ist ihre Beschreibung vom Untergange Wallensteins (S. 98 f.), den sie gelegentlich seines Rencontres mit Gustav Adolf vor Nürnberg als „Herzog aus Fridland, Wallsteiner genannt“, zum ersten Male vorführt (S. 21). Während sie diesen mit der allgemeinen Volksstimme verurtheilt, nimmt sie innigen Antheil an den Schicksalen des tapfern Obristen Johann von Werth, „so in stift grossen nucz geschafft.“ Was sich als blosses Gerücht erwies, nimmt sie regelmässig später zurück. Bezeichnend ist ihre öftere Klage, wie viel Lügen doch allenthalben ausgesprengt würden.

Die Zustände des gemeinen Volkes während der argen Kriegswehen, zu welchen sich nagender Hunger gesellte, ziehen in düsteren Farben an uns vorüber. Namentlich von der wiederholt eingerissenen, weithin herrschenden Hungersnoth berichtet die Priorin, zum Theile freilich nach fremden Mittheilungen, schauerhafte Scenen. Ende März 1635 erfuhr sie, „das an etlichen orten die totenbain zerstossen, zermaln und bachen werden“, und ein

Bote aus Schwabenland brachte die Kunde, „das ein fraue schon fünf kinder geessen, auch ein andre frau iren verstorbenen mann und noch zwei ausgraben.“ Schon in der einleitenden Vorgeschichte, welche ausser ihren Personalien den Begebenheiten bis zum Jahre 1630 gewidmet ist, erwähnt sie einer ähnlichen Noth im Herbste 1626, welche schreckliche Dimensionen angenommen: „die raisenden haben vil menschen gesehen, so auf der strass und hinder den zeunen vor hunger gestorben, gras und rinden von den peumen noch im mund gehabt.“ Was die Priorin unmittelbar vor Augen sah, war hart genug. 1633 erlangte der Laib Brod den Wert eines Reichsthalers, dabei war „das kreuzerbrot wie vor disem ain hellerröggle“, und Mancher hätte um einen Laib Brods sein Pferd hingegeben, wenn er einen bekommen. Bereits 1634 begannen zahlreiche Leute im Stift, um der unerträglichen Noth zu entgehen, auszuwandern; aber auf dem Marsche haben „vil, die vor abkraft, hunger und kumer nimmer geen kinten, selbs begert, man solls gar umbringen, welches die soldaten aus erbarmet than haben.“ Bei solchen öffentlichen Calamitäten ist es nicht zu verwundern, wenn man Häuser und Gründe oft um einen Spottpreis hingab, „wie den ein soldner zu N. einem nachbarn, so verbrunnen gewesen, sein haus umb 2 fl. zins verliess mit dem geding, wenn er nymer kom, soll ers darumb behalten.“ Aus Abgang der vom Kriegsvolk fortgeschleppten Zugthiere und Wägen haben „die bauersleut getraid und heu auf kerlein, so darzu gemacht worden, eingeführt und anstatt der pfert im pflug zogen, geackert und gearbait wie das vich.“ Selbst das war bei dem häufigen Herumschwärmen der Soldaten, welche ein paar Decennien hindurch mit wenigen Unterbrechungen das Land unsicher machten, und zwar Freund wie Feind fast gleichmässig, oft nicht möglich; Halmfrüchte und Futter mussten im Stich gelassen werden. ja die Felder ganz unbestellt bleiben.

Im Kloster Mariastein hatte die Bestialität der Schweden 1633 aufs furchtbarste gewüthet; selbst „die neuen gräber waren aufgraben, das ain verstorbne schwester die rechte hand aufgehebt.“ Ueberall bot sich ein entsetzlicher, trostloser Anblick. Und doch haben die rastlosen Bemühungen der Nonnen die Stätte wüstester Zerstörung, ohne nennenswerte öffentliche Beihilfe, allmählich wieder zu einem wohnbaren Orte emporgebracht. Nur gering war ja verhältnissmässig die „Brandsteuer“, welche der Landesherr, Fürstlichkeiten und hohe Generalofficiere, die durch- oder vorbeikamen, dem Kloster spendeten. Der Verkauf einiger geretteter Wertsachen bedeutete wenig; die regelmässigen Einkünfte waren in den schlimmen Kriegsjahren beinahe versiegt, da selten ein Hintersasse seine Gült bezahlte, und selbst die bischöfliche Hofkammer die von einem hinterlegten Legate schuldigen Zins-

gelder sehr mangelhaft entrichtete. Somit musste das Meiste, was für die Wiederherstellung des niedergebrannten Heims nöthig war, durch private Wohlthätigkeit beigeschafft werden. Ende 1634 erwirkte die Priorin vom Fürstbischof den ersten „Bettelbrief,“ ein Patent zur Einsammlung milder Gaben, und alsbald zogen zwei Schwestern „zur termineney“ aus, versehen mit der sogenannten „Obedienz,“ der schriftlichen Legitimation ihrer Oberin. Noch oftmals hat sich das in der Folge wiederholt; die Terminirenden wanderten bis nach Tirol und Wien und brachten reichliche Gaben nach Hause, insbesondere aus dem warmherzigen Oesterreich — gering freulich anzuschlagen gegenüber dem vielfältigen Ungemach, das sie auf der weiten Reise auszustehen hatten und das ihre Gesundheit untergrub. Mit wahren Märtyrermuthen kämpften die Schwestern in der Fremde, wie die zu Hause durch alle Hindernisse sich durch, und so erhob sich wieder ein Gebäude um das andere aus der Asche. An Weihnachten 1637 wurde im Chor des Kirehleins wieder das erste gesungene Amt gehalten, und bald darauf gieng man daran, den Kreuzgang von seiner völligen Verschüttung durch Umbau zu reinigen und neu zu bedachen. Aber nur das Allernothwendigste konnte geschehen; noch sieben Jahre später, als Generalvikar Dr. Georg Motzel, ein treuer Schützer und väterlicher Freund des Klosters, dasselbe visitierte, erschreckte er vor den überall sichtbaren Spuren der Verwüstung, vor den geborstenen Mauerresten, den einfalldrohenden Gewölben. Das Kloster hatte nicht allein für die Unterhaltung seiner Insassen und all die vielen Bauausgaben aufzukommen; fort und fort musste es auch an den schweren Kriegsanlagen theilnehmen, welche die Einquartierungen der Soldateska, wie die Forderungen executorischer „Pressreuter“ dem Stift aufzwingen. Und noch war das Mass des Elends nicht voll. Kurz vor dem Ausgang des Krieges, Ende März 1648, traf ein neuer gewaltiger Schlag das kaum nothdürftig wieder eingerichtete Kloster; durch eine neue feindliche Plünderung ward ihm ein Schaden von gegen zweitausend Gulden zugefügt.

Auch das Hochstift hatte noch geraume Zeit an der Kriegslast zu laborieren. Zwar erscholl, wenige Monate später, gleich einer erlösenden Botschaft, die Kunde vom westfälischen Friedensschluss, aber die Schweden hielten noch im folgenden Jahre die eichstättischen Lande besetzt. Erst als im Juni 1650 infolge der Nürnberger „Friedensexecution“ Ruhe und Sicherheit überall zurückgekehrt war, da entrang sich der gepressten Brust ein stürmisches Aufjauchzen und die allgemeine Freude fand ihren Wiederhall auch in dem viel heimgesuchten Klösterlein, das einer hoffnungsvolleren Zukunft entgegenschah.

Enge verflochten mit den Schicksalen Mariasteins erscheint

ein nach dem Vorbilde desselben 1491 gegründetes und von ihm besiedeltes Augustinerkloster, Mariaburg bei Abenberg, westlich von Roth. Bereits anfangs 1620 hatten die dortige Vorsteherin mit achtzehn Schwestern, vor dem Mansfelder fliehend, im Mutterkloster Unterkunft gesucht und waren nahezu drei Jahre daselbst verblieben. In der Folgezeit führte das Unglück beide Convente wiederholt zusammen, namentlich in Eichstätt's Mauern, welche den Nonnen des öfteren Schutz und Herberge bieten mussten. Auch mit dem altherwürdigen Kloster St. Walburg theilten sie mehrmals Leiden und Entbehrungen.

Wir schliessen hiemit, indem wir dem geneigten Leser das hübsch ausgestattete Buch zur Lectüre empfehlen, das ausser den Kriegsbegebenheiten des Interessanten die Menge bietet und zu mancherlei Studien anzuregen vermag. Dem Herausgeber aber besten Dank für die Mühe und Aufopferung, mit der er uns eine neue Quelle für die Geschichte der Schweden in Süddeutschland erschlossen hat.

Bamberg.

O. Rieder, Kreisarchivar.

#### Die Hymnen des Cistercienser-Breviers.

Uebersetzt und erklärt von P. Alexander Lipp. Wien. Kirsch. 8°, IX, 370.

Der Verfasser will mit dem vorliegenden Werke einen bescheidenen Beitrag zur Feier des 800. Geburtstages des h. Bernhard liefern. Wir bezeichnen diesen Beitrag als einen schönen, dessen sich seine Ordensmitbrüder freuen können. Doch auch die Mitglieder anderer Orden, zumal die Benedictiner, sowie auch der Säkularclerus und die für die kirchliche Poesie begeisterten Laien werden mit grossem Nutzen das Buch lesen. Die Anordnung der Hymnen geschieht nach der, den alten Ausgaben des Cistercienser-Breviers zugrunde liegenden Eintheilung in: I. Hymni dominicales et feriales; II. hymni de tempore; III. hymni des Sanctis; IV. hymni de communi; auch den Text der Hymnen gibt der Verfasser in der sich dort findenden Fassung. Hatte er nun zwar hiebei die Absicht, für die Cistercienser in erster Linie das Buch zu schreiben, so trug er doch auch durch die in den Erklärungen herangezogenen Stellen jenen Rechnung, welche die Hymnen nach dem römischen Breviere zu lesen pflegen, so dass auch für letztere das Buch recht brauchbar wird, und zwar umso mehr, als sich die unter Papst Urban VIII. vorgenommene Textesgestaltung der Hymnen von der ursprünglichen, im Cistercienser-Breviere vorliegenden nicht wesentlich unterscheidet und die Entwicklung der Gedanken in beiden dieselbe ist. — Jedem Hymnus schickt P. Lipp, gestützt auf Pimont, Kayser, Mone u. a., einige Bemerkungen über den Verfasser voraus, bringt dann den Text, hierauf die Uebersetzung und dann den